



Von Erik Hlacer

Kleine Männer müssen allerlei Gemeinschaften aushalten. Die här

NA, KLEINER?

40.000 EURO. Solche Summen kannte ich sonst nur von *Wer wird Millionär?*. Ich wusste, dass das zu viel Geld war. Doch ich wusste auch: Die Krankenkasse zahlte keine Wachstumshormone für kerngesunde Jungs, die bloß ein bisschen mehr der Norm entsprechen wollten. Und außerdem hatte ich nicht mal einen Hormonmangel. Offizielle Diagnose: familiärer Kleinwuchs. Wahrscheinlich hätten die Spritzen kaum was gebracht. Also stand ich, zwölf Jahre alt, neben meiner Mutter auf dem Parkplatz vor der Kinderklinik und heulte mir die Seele aus dem Leib.

1,60 Meter – so groß, hatte mir der Kinderarzt gerade prognostiziert, würde ich einmal werden. Jeder Fußballer aus meinem Panini-Stickeralbum war größer, meine Freunde waren es jetzt schon, selbst meine Mutter.

»Das ist so klein«, sagte ich, während mir Tränen die Wange herunterkullerten. Meine Mutter weinte auch. »Das ist wirklich nicht groß«, sagte sie – und nahm mich fest in den Arm.

Ich ahnte schon damals, dass die Körpergröße bei Männern darüber entscheiden kann, wie viel einem zugestanden wird, wie einen die Menschen anschauen, einschätzen, behandeln. Und dass ich mich irgendwie anpassen musste, um nicht übersehen zu werden. Und so veränderte meine Körpergröße, wie ich dachte, wie ich lebte und vor allem, wen ich liebte.

Und manchmal machte sie mich sogar zum Arschloch.

Eigentlich lag der Gedanke daran, als Erwachsener klein zu sein, nahe. Ich war eh immer schon der Kleinste gewesen. Als ich zehn war, musste ich im Movie Park nach anderthalb Stunden Warten zusehen, wie

mein bester Freund mit meinem Vater in die Achterbahn stieg, ich hatte die erforderliche Mindestgröße unterschritten. Während die dicken Jungs auf dem Schulhof Fettwanst oder Schwabbeltitte genannt wurden, war ich der Pimpf oder der Fruchtzweig. Laufender Meter fand ich selbst ein bisschen lustig, aber irgendwann hatte ich auch den zum zehnten Mal gehört. Als ich 13 war, sagte ein Mitschüler, den sonst ich für gewöhnlich ärgerte, um von meinen eigenen Unsicherheiten abzulenken, dass es physikalisch gar nicht möglich sei, mit meiner Körpergröße eine Frau zu befriedigen. Ich nahm meinen Bleistift und rampte ihm das Ding in den Arm.

Ich war kein Außenseiter. Trotzdem holte mich meine Größe selbst unter Freunden immer wieder ein – etwa das eine Mal auf dem Heimweg. Einer meiner Schulkollegen, Dean – fast zwei Jahre älter, weil sitzen geblieben, und gefühlt doppelt so groß wie ich –, kam angerannt und grinste schelmisch, sprang hoch und furzte mir ins Gesicht. Eigentlich hätte er dafür gar nicht springen müssen. Ich ahnte, dass es wohl besser wäre, das mit Humor zu nehmen.

Als ich in die Pubertät kam, dokumentierten noch immer die Bleistiftstriche am Türrahmen meines Zimmers, wie viel ich wuchs. Nicht so viel. Während meine Freunde durch ihre Wachstumsschübe zum Mann wurden, wartete ich sehnsüchtig auf die nächtlichen Wachstumsschmerzen. Beim Ausmessen wollte ich mich am liebsten auf die Zehenspitzen stellen. Aber wem hätte das was gebracht? Also Hacken auf den Boden, den Rücken so gerade wie möglich, die Nase hoch wie ein kleiner Offizier, als könnte die bloße

Zu hören unter zeit.de/vorgelesen

teste Probe für unseren 1,65 Meter großen Autor: die Liebe

Haltung ein paar Zentimeter herbeizaubern. Dann hieß es bangen. Wobei ich natürlich schon wusste, dass meine Mutter keine tolle Überraschung zu verkünden hatte.

Doch war es wirklich ein Nachteil, klein zu sein? Klar, ich war leichter rumzuschubsen. Und kam im Supermarkt nicht an die Sachen im obersten Regal. Aber ich war auch ein Stimmungsmacher, sportlich, gut in der Schule, und auch auf die Achterbahn durfte ich mittlerweile. Eigentlich war das mit der Körpergröße doch auch gar nicht so wichtig, oder?

Dann, mit 15, verliebte ich mich zum ersten Mal.

Sie hatte blaue Augen unter den markanten Brauen und war fast einen Kopf größer als ich. Wir verstanden uns gut, lachten viel. Irgendwann gestand ich ihr meine Gefühle. Sie sagte, dass da wirklich etwas zwischen uns sei. Dass sie es seltsam finde, mich mit einem anderen Mädchen zu sehen. Aber sie könne nicht mit mir zusammenkommen. Ich sei zu klein. Angetrunken im Stadtpark fragte ich sie, ob sie mir nicht wenigstens meinen ersten Kuss nehmen könne, als sei das eine Last, von der man sich besser schnell befreit. Dumme Frage. Ein paar Wochen später schrieb sie mir noch einen Brief, per Hand, aus ehrlichem Mitleid. Das machte es nur schlimmer.

Dean, der Typ, der mir ins Gesicht gefurzt hatte, war inzwischen auf einer anderen Schule. Aber wir hingen immer noch ab. Ich hatte das Gefühl, dass er einer der wenigen war, die mich in meinem Liebeskummer ernst nahmen und nicht bloß den Kopf schüttelten, was mir denn einfallen, mich in jemand Größeres zu vergucken. Also kletterte ich abends immer wieder durch sein Fenster, um seine Mutter nicht zu wecken, und wir ertränkten unsere Sorgen in Wodka oder rauchten Bongköpfe.

Was uns verband, war der Frust darüber, dass wir offenbar nicht die gleichen Chancen hatten wie andere. In einer Gegend wie dem Ruhrgebiet übersetzt sich so etwas schnell in eine eigene Sprache: laut sein, keine Schwäche zeigen. Eskalieren. Wann ist ein Mann ein Mann? Als Jugendlicher hatte ich darauf eine einfache Antwort: wenn ich noch trinke, wenn andere nicht mehr trinken, nehme, was andere nicht nehmen, und mit Leuten abhängen, vor denen andere Angst haben. Den Rap, den ich früher noch gehört hatte, um dazuzugehören, pumpte ich jetzt aus purer Überzeugung. Misogynen Müll auf brutalen Beats. Vor allem wenn es um gebrochene Männerherzen ging, fühlte ich mich angesprochen. Zu dieser Zeit verfluchte ich eine Gruppe ganz besonders: Dicke. Wie gerne wäre ich in deren Haut, dachte ich. Im Gegensatz zu mir können die schließlich an ihren Makeln etwas verändern. *Also hört endlich auf, euch in Selbstmitleid zu suhlen, nehmt einfach ab!!!*

Jahre später, als ich mich längst dafür schäme, lese ich im Internet Sätze, die meinen Gedanken von damals erschreckend ähnlich sind. Bei Reddit gibt es ein Unterforum mit dem Namen Short Guys, wo 80.000 kleine Männer einander ihr Leid klagen. Neben den Namen der User prangen ihre Größenangaben wie kleine Siegel. 158 Zentimeter. 164 Zentimeter. 171 Zentimeter. Auch wenn da nur Nutzernamen und Größen stehen, fühle ich mich gleich weniger allein. Und doch bleibt eine merkwürdige Distanz. Als würde uns etwas verbinden – und gleichzeitig trennen.

Da ist zum Beispiel ein Meme mit einer übergewichtigen schwarzen Frau, daneben steht: »Du bist perfekt, so wie du bist. Body Positivity«.

Darunter ein weißer Mann mit Brille – »Du wirst alleine sterben, Mr. 172 cm«. Für manche mag das bizarr wirken, weil 172 Zentimeter objektiv vielleicht gar nicht so klein ist. Doch Unsicherheit entsteht eben nicht am Maßband, sondern im ständigen sozialen Vergleich.

Ansonsten tummeln sich in dem Forum Anekdoten von Männern, die sich wie Abschaum fühlen, Beinverlängerungen in Erwägung ziehen oder von ihrer Angst erzählen, niemals als starker Mann oder Anführer angesehen zu werden. Einer schreibt, dass er sogar von Kindern gemobbt werde und nicht mal seinem schlimmsten Feind ein so elendes Dasein wünsche. Die einzigen »Lichtblicke« sind Videos von kleinen Männern, die großen Männern auf die Schnauze hauen. Und, das gebe ich zu: Es ist ein bisschen befriedigend, zu sehen, wie die Großen saftige Schwinger kassieren.

Die Nachteile des Kleinseins, die Männer wie ich in ihren Lebensrealitäten wahrnehmen, sind nicht eingebildet. Studien zeigen, dass kleinere Männer im Schnitt weniger verdienen, seltener in Führungspositionen landen und auf Datingplattformen schneller aussortiert werden. Größere Männer gelten dagegen als durchsetzungsfähiger, kompetenter und attraktiver. Ein paar Zentimeter mehr können im Leben erstaunlich viel bedeuten.

Seltsamerweise löst das in mir längst kein Gefühl von Ungerechtigkeit mehr aus. Eher das Gegenteil. Ich denke: Verdammt, warum sind wir nicht härter in Gehaltsverhandlungen, nicht selbstbewusster bei Dates und nicht schlagfertiger im Dialog mit denen, die uns Sprüche drücken? Denn das wäre doch das Beste, oder? Einfach der Welt zeigen, dass wir es trotzdem draufhaben. Was sind wir denn bitte für Mimosen?

Andere benachteiligte Gruppen gehen auf die Straße, formulieren Forderungen oder organisieren sich. Sogar unsere Erzfeinde tun das. In Deutschland gibt es den Klub langer Menschen, und die treffen sich allen Ernstes in Bremen zum Grünkohlessen.

Ich weiß nicht, warum, aber der Gedanke wirkt auf mich gleichzeitig rührend und lächerlich. Wenn Schwarze oder Frauen für Gleichberechtigung auf die Straße gehen, dann hat das Stil. Aber eine Horde Knirpse, die mit Pappschildern bewaffnet durch die Straßen dackeln – das hat was von Slapstick. Vielleicht ist genau das aber auch das Problem: dass ich diesen Gedanken sofort ins Lächerliche kippen will, bevor er überhaupt gedeihen kann. Vielleicht aus Selbstschutz, vielleicht, weil klein zu sein kein Schicksal ist, das Menschen ihr Leben kostet.

Vielleicht liegt mein Unbehagen aber auch daran, dass mir diese Form der Solidarität immer ein wenig fremd war. Nur weil jemand so groß ist wie ich, fühle ich mich ihm noch lange nicht verbunden. Als wäre die Körpergröße das entscheidende Merkmal eines Menschen. Als würde ausgerechnet das definieren, wer wir sind.

Als ich 17 wurde, wuchs ich nicht mehr weiter. Bei 165 Zentimetern war Schluss. Damit war ich 14 Zentimeter kleiner als der deutsche Durchschnittsmann, aber immerhin zwei Zentimeter größer als Bakari Koné aus meinem Panini-Stickeralbum. Doch das war ein schwacher Trost. Denn ich war nicht nur klein, sondern auch noch ein dünner Lauch von vielleicht 50 Kilo. Ein Kumpel konnte mit seiner Hand so um meinen Oberarm greifen, dass sich seine Fingerkuppen berührten.

Fotos Luise Jakobi

Brust raus, den Rücken so gerade wie möglich: Schon früh muss



Erik Hlaser, 28, ist freier Journalist und 14 Zentimeter kleiner als der deutsche Durchschnittsmann

man Wege finden, mit dem Kleinsein umzugehen

Also beschloss ich, das zu tun, was ich beeinflussen konnte, und meldete mich im Fitnessstudio an. Das war eh der logische Schritt, denn alle meine besten Freunde gingen pumpen. Statt in die Länge ging ich in die Breite. Und bekam von den Mädels gespiegelt, dass mir das wohl gut stand.

Trotz des neuen Selbstbewusstseins traute ich mich nie, mal den ersten Schritt zu machen. Ich wusste ja auch gar nicht, wie das ging, das mit dem Knutschen. Und ich wollte auf keinen Fall, dass jemand merkte, dass ich das nicht wusste. Meine Freunde waren schließlich alle schon längst in Beziehungen. Dass ich einer dieser Spätzünder war, war mir hochnotpeinlich. Also tarnte ich meine Unsicherheit als Arroganz und meine Zögerlichkeit als Desinteresse. Dass ich mit Mädels – meist von anderen Schulen – hin und her schrieb, die mir Andeutungen machten, dann bitte mal in die Offensive zu gehen, war ja schon mal ein gutes Zeichen. Der Rest würde bestimmt ganz von allein kommen.

Es kam nichts von allein. Aber der Bizeps wurde größer. Das bemerkte auch mein Opa. Jeden Freitag saß ich bei meinen Großeltern zum Abendbrot an dem kleinen Küchentisch, an dem große Menschen weniger Beinfreiheit hätten als im Flugzeug.

»Nicht nur hier, sondern auch hier«, sagte er mir – und tippte erst auf seinen Arm und dann an seinen Kopf. Ihm war es immer wichtig gewesen, dass ich in der Schule gut war. Aber das war ich ja. Also nickte ich und lächelte gequält. Du hast leicht reden, dachte ich. Wenn man im Ruhrpott neben Alphamännchen groß wird, bringt es einem mehr, die Faust zu ballen, als *Faust* zu zitieren.

Meine Familie ist nicht nur durch die Bank klein, sondern auch grandios darin, Dinge wegzulächeln. »Ist doch egal, wie groß – Hauptsache, die Beine reichen bis zum Boden«, sagte meine Tante immer und packte dann ein so authentisches Lächeln aus, dass man für einen Moment wirklich hätte glauben können, die Körpergröße sei völlig unerheblich. Das Problem war: Ich wusste ja, dass das eine Lüge war. Meine besten Freunde, die ständig mit ihren Frauengeschichten prahlten, waren alle Riesen. Okay, vielleicht keine Riesen. Aber doch allesamt Männer über 1,80 Meter. Die offenbar in einer Liga spielten, für die mir die Lizenz fehlte. Was würde ich die alle übertrumpfen, wenn ich bloß einen Kopf größer wäre, dachte ich.

Zur Abi-Zeit bestand das Leben plötzlich aus 18. Geburtstagen. Dort sah ich dann auch die Mädels wieder, mit denen ich mal geschrieben hatte – sie waren inzwischen in Beziehungen und in Begleitung da. Ich dachte daran, dass die Begleitung ja auch ich hätte sein können, gab mir gottlos die Kante und stürzte ab. Einmal wurde ich in der Ausnüchterungszelle wach, weil ich mich wohl im Vollrausch mit Polizisten angelegt hatte. Spätestens da war mir klar, dass ich irgendwas ändern musste.

Dann kam die Zusage für ein Auslandssemester in Norwegen. Ich freute mich wie ein Kleinkind, weil ich tief in mir drin so ein Gefühl hatte, dass dadurch alles besser werden würde. Raus aus meinem verkifften Freundeskreis. Raus aus dem Ruhrgebiet. Raus aus der Komfortzone.

Es folgte ein halbes Jahr, in dem ich im Grunde das tat, was mir am meisten gab: meine Per-

sönlichkeit nach außen tragen. Ich merkte, dass ich schlagfertiger war als die anderen (im Ruhrpott war ich da nicht außergewöhnlich), brachte Menschen, die ich kaum kannte, zum Lachen, ließ mit meinen Playlists 70 Leute auf einer WG-Party tanzen, fuhr meine Mitbewohner im tiefsten Lappland stundenlang über dicken Schnee durch eine dunkle Landschaft zur Unterkunft. Und als sich der riesige Brad – einer der beliebten *dudes* aus dem Studentenwohnheim – zur Schau auf eine Mini-Couch legte, was buchstäblich vorne und hinten nicht passte, heulte ich vor Lachen, weil das einfach so bescheuert aussah. Ich war so fein wie nie damit, klein zu sein. Denn da waren sie wieder – die interessierten Blicke. Und diesmal nutzte ich meine Chance.

Meine erste Freundin war Belgierin und vielleicht eine Fingerbreite größer als ich. Da sie aus einem noblen Elternhaus stammte, prallten bei uns ein bisschen die Welten aufeinander. Der Junge aus dem Pott, der seine Jugend auf Parkbänken verbracht hatte, und das Mädchen, auf deren Anwesen man sich verliebte und es Muscheln zu essen gab.

Ich schätzte an ihr vor allem ihre Ehrlichkeit. »Wenn ich eine Sache an dir ändern könnte«, sagte sie des Öfteren, »dann wäre es deine Körpergröße.« Das war hart und schön zugleich. Hart, weil ich es ja eh nicht ändern konnte. Und schön, weil ich im Rahmen meiner Möglichkeiten dann ja offenbar perfekt war. Wobei, so ganz stimmt das nicht. Ihr gefiel auch mein Kleidungsstil nicht. »Weiße Socken in schwarzen Schuhen sind für Loser«, sagte sie mal. Nach drei Jahren war die Beziehung vorbei.

Dafür war ich irgendwie im Leben angekommen. Ich hatte ein Volontariat bei einer Tageszeitung gemacht. Dort rief mich der Chef einmal in seinen Glaskasten, um mir zu sagen, dass ihm meine Arbeit gefalle. Gleichzeitig habe er nicht den Eindruck, dass ich jemand sei, der auf den Tisch haut. »Da hatte ich bis jetzt ja auch keinen Grund zu«, sagte ich. Doch insgeheim wusste ich, dass er recht hatte. Shit. War ich etwa nicht durchsetzungsfähig genug? Und wird uns Kleinen nicht genau das nachgesagt?

Konkrete Nachteile wegen meiner Größe erlebte ich auf der Arbeit aber nie. Ich bekam das gleiche Gehalt wie die anderen Volontäre, den gleichen Respekt und die gleiche sparsame Dosis Feedback, die im Lokaljournalismus eben üblich ist.

Und so beschränkten sich die Nachteile des Kleinseins auf die Sicht bei Stehplätzen im Stadion oder bei Konzerten – und auf die Liebe.

Dass selbst meine Ex-Freundin mir gespiegelt hatte, ich sei zu klein, brachte mich in den folgenden Jahren dazu, eher nach kleineren Frauen Ausschau zu halten. Die größeren fänden mich ja sowieso nicht interessant. Und tatsächlich: Frauen bevorzugen größere Männer deutlich stärker als Männer kleinere Frauen. Laut Studien wünschen sich etwa 70 Prozent der Frauen einen größeren Partner. Evolutionspsychologen führen das gern auf die Welt der Jäger und Sammler zurück – eine Zeit, in der Größe ein Hinweis darauf war, wer Beute nach Hause brachte und im Ernstfall die Gruppe verteidigte.

Diese alten Filter währen bis heute. Es gibt ein Lied, das 2024 auf TikTok viral ging und die Anspruchshaltung von Frauen beim Dating ankreidet. Im Songtext heißt es: »*I'm looking for a man in finance, 6'5, blue eyes.*« Ich arbeite als freier Journalist, bin von 6'5 gefühlt eine Baguettlänge entfernt, und meine Augenfarbe ist Braun.

Trotzdem beschloss ich irgendwann, Bumble eine Chance zu geben. Ich machte mich in meinem Profil drei Zentimeter größer, als ich war, und traf mich dann aber nur mit denen, die kleiner waren als ich, weil ich ja sonst aufgefliegen wäre. Wie oft sah ich in den Bios »Bitte nur >1,85 m«. Ich merkte, dass Onlinedating nichts für mich war.

Stattdessen verliebte ich mich analog in eine Frau, die ein Stückchen kleiner war als ich, und kam mit ihr zusammen. Jetzt konnte ich endlich der Beschützer und Anführer sein. Der Jäger und Sammler, den niemand brauchte, aber jeder wollte.

Ich war glücklich. Und dass ich jemals ein Problem mit meiner Größe gehabt hatte, kehrte ich reinen Gewissens unter den Tisch. Der alte Makel wirkte wie eine Narbe, die längst verheilt war, sichtbar, aber nicht mehr schmerzhaft. Erst als die Beziehung vorbei war, begann die Narbe plötzlich wieder zu spannen, als läge unter der Haut noch immer etwas Empfindliches. Ich gab vor anderen nur ungerne zu, dass ich die Kleidergröße XS trage, als wäre es das Eingeständnis einer Schwäche. Wenn zu Gruppenfotos aufgerufen wurde, scannte ich schnell die Leute und versuchte, mich neben den Nächstgrößeren zu stellen, um nicht ganz so winzig zu wirken. Noch besser war eine kleine Erhebung im Boden.

Ein Bekannter sagte mir mal, dass ich immer einen so schön aufrechten Gang hätte. »Ach wirklich?«, entgegnete ich. Die ehrliche Antwort wäre gewesen: »Ja, normal, wenn ich bei meiner Größe noch mit einem Buckel rumrennen würde, wo kämen wir denn da hin?« Also lief ich mit breiter Brust durchs Leben.

Dann passierte etwas, von dem ich mir geschworen hatte, dass es nie wieder passieren dürfe. Ich verguckte mich in eine größere, ja sogar deutlich größere Frau – Lea. Aus Selbstschutz versuchte ich noch, das Gefühl zu verdrängen, doch irgendwann konnte ich mich nicht mehr dagegen wehren. Trotzdem wägte ich jeden Schritt ab, beobachtete ihre Blicke genau. Das machte mich verrückt – diese Spannung zwischen uns bildete ich mir doch nicht ein, oder?

Als wir uns zu einem Spaziergang verabredeten, saß ich vorher auf der Treppenstufe vor unserer Wohnungstür. Ich hatte meine Schuhe schon angezogen. Sneaker, die nicht zum Outfit passten, aber dafür eine dicke Sohle hatten. Wenn uns schon zwölf Zentimeter trennen, dann kann man ja zumindest ein bisschen nachhelfen, dachte ich. Aber anstatt aufzustehen, startete ich auf meine flachen New Balance. Langsam musste ich mich mal entscheiden. Ich war schon spät dran. Junge, *fuck it*, ich lass mir nicht von meinen Komplexen mein Leben diktieren. Ich zog die Sneaker wieder aus.

Ich hoffte, dass Lea das schon nicht jucken werde. Das mit dem Größenunterschied. Und es juckte sie nicht.

Zum ersten Mal verstand ich, dass Körpergröße offenbar nicht linear funktioniert. Als Jugendlicher hatte ich gedacht: Jeder zusätzliche Zentimeter macht dich ein kleines bisschen begehrenswerter. Aber vielleicht stimmt das gar nicht. Vielleicht gibt es Menschen, für die ein kleiner Mann grundsätzlich ein No-Go ist – und andere, denen es ganz egal ist. Und wenn es ihnen egal ist, dann offenbar auch, ob du nun fünf, zehn oder 15 Zentimeter kleiner bist.

Wie schön es wäre, wenn es mehr solche ungleichen Paare gäbe, die selbstbewusst durch die Straßen spazieren und damit ganz beiläufig ein Zeichen setzen. Wenn es mehr Frauen gäbe, die sich entweder

nehmen, sind nicht eingebildet. Sie verdienen zum Beispiel weniger



»Ist doch egal, wie groß – Hauptsache, die Beine reichen bis zum

wirklich nicht um die Größe des Mannes scheren oder zumindest bereit sind, darüber hinwegzusehen.

Denn das ist es doch am Ende. Wir alle haben aufgrund unserer Sozialisation gewisse Präferenzen. Und klein zu sein, ist erst mal ein Minuspunkt. Da geht es uns Kleinen ähnlich wie denen mit einem dicken Leberfleck im Gesicht, einer Narbe, Haarausfall, einem Zinken oder Pickeln – ist es nicht so, dass wir alle dazu genötigt sind, mit unserer Persönlichkeit noch ein Quäntchen mehr zu strahlen als die Normhübschen und Normgroßen? Und wollen wir diese Challenge nicht einfach akzeptieren?

Als Kind war Marty McFly in *Zurück in die Zukunft* mein Held. Lässig und cool, sportlich, ein bisschen schüchtern, aber auch aufrichtig und mutig – und vor allem war er klein. Gespielt von Michael J. Fox, 1,63 Meter. Ich kann mich noch daran erinnern, wie ich seinen Namen auf meinem iPod touch googelte und es kaum fassen konnte, dass er mit Tracy Pollan eine Frau hatte, die größer war als er selbst. Schauspieler müsste man sein, dachte ich.

Lea war meine Tracy Pollan. Doch am Ende trennten uns nicht nur zwölf Zentimeter, sondern auch 600 Kilometer und unterschiedliche Lebensvisionen. Aber auch wenn wir nicht mehr zusammen sind, zehren mein Ego und ich noch immer davon. Könnte ich wie Marty McFly in die Vergangenheit reisen, würde ich meinem 15-jährigen Ich großväterlich in die Wange kneifen und ihm sagen, dass das schon alles gut wird. Und mein 15-jähriges Ich würde mir kein Wort glauben.

Heute bin ich 28. Und wenn ich alle paar Wochen meine Großeltern zum Abendbrot

besuche, dann gibt mir das ein wohliges Gefühl. Wie wir da alle so sitzen mit unseren kurzen Beinchen an dem kleinen Tisch. Diese Küche hat etwas Gemütliches. Und wir kleinen Leute haben etwas Besonderes. Wir sind, was wir sind, eine kleine Familie, und das ist gut so. Und wenn meine Tante jetzt ihren Spruch sagt, Hauptsache, die Beine reichen bis zum Boden, muss ich mich nicht mal anstrengen zu lachen. Ich lächle zurück, aus tiefster Seele. Denn ich glaube, sie hat recht.

Im vergangenen Sommer war ich auf einem Musikfestival. Ich hatte mein Lieblingshemd an und unterhielt mich an der Bar mit einer Frau, die ich gerade kennengelernt hatte. Sie schaute mich mit einem ganz bestimmten Blick an. Ich kannte diesen Blick inzwischen. Es war dieser Ich-finde-dich-attraktiv-Blick. Sie war in etwa so groß wie Lea. Aber das war ja jetzt kein Ausschlusskriterium mehr für mich.

»Wenn du 20 Zentimeter größer wärst, ich würde dich sofort abschlecken«, sagte sie dann aus dem völligen Nichts, und ich merkte, wie es anstrengender wurde, mein Lächeln aufrechtzuerhalten. Tausend Gedanken rasten mir durch den Kopf. Ich war doch eigentlich schon so viel weiter. Warum trafen mich ihre Worte? Und warum fiel mir keine gute Antwort ein? Dieser Satz hatte mir meine Schlagfertigkeit geraubt.

Später tanzte ich neben ihr. Zufällig, aber ich dachte immer noch daran. Dann kreuzten sich unsere Blicke, und ich sah, dass ihr meine Moves gefielen. Ich grinste breit und wandte den Blick ab. Und dann tanzte ich. Wild und fröhlich. Zwischen all den langen Schatten.

10.9.26 N^o 39

Boden«, sagt die Tante immer mit einem Lächeln